

AKIF PİRİNÇCI | Schandtät

### *Über das Buch*

»Akif Pirinçci hat ein felines Paralleluniversum erschaffen. Wer sich darauf einlassen will, wird mit Witz und Eleganz unterhalten.«  
*Die Welt*

»Wie immer sorgfältig recherchiert, da dürfte kein Katzenkenner etwas vermissen. Ein Muss für Francis-Fans!«  
*Bonner Generalanzeiger*

»Mit schonungslosem Blick und einem Hauch von Zynismus seziert Pirinçci hier wieder den Zeitgeist.«  
*Hamburger Abendblatt*

»Da werden die Krimi-Fans vor Freude schnurren.«  
*Bonn Express*

### *Über den Autor*

Akif Pirinçci, geboren 1959 in Istanbul und aufgewachsen in der Eifel, drehte mit vierzehn Jahren seinen ersten Film für den Bayrischen Rundfunk und erhielt kurz darauf den Hörspielpreis des Hessischen Rundfunks. Mit seinem Katzenkrimi »Felidae«, der als Trickfilm auch das Kinopublikum eroberte, schrieb er sich in die Herzen einer internationalen Fangemeinde. Die folgenden Romane stürmten sofort die Bestsellerlisten, wurden in viele Sprachen übersetzt und erzielten weltweit Millionenauflagen. Akif Pirinçci lebt in Bonn.

AKIF PIRINÇCI  
Schandtät

Ein Felidae-Roman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 02/2009

Copyright 2007 und dieser Ausgabe 2009

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Lisa Kuppler

Herstellung | Helga Schörnig

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München–Zürich, Teresa Mutzenbach,

unter Verwendung eines Fotos von PantherMedia

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2009

978-3-453-35255-1

[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

»Eigentlich gibt es keine dunkle Seite des Mondes;  
in Wirklichkeit ist es überall dunkel.«

Pink Floyd, *The Dark Side of the Moon*



Die Geschichten, die guten Geschichten, die aufregenden und die, die das Herz berühren, jene, die es wirklich lohnt anzuhören – wo kommen sie her? Wie könnte es anders sein: natürlich aus der Vergangenheit! Es sind die alten Geschichten, aus einer Zeit, als alles neu war und man selbst noch jung. Denn die Jugend ist ein ambivalentes Geschenk, von dem der Beschenkte nicht weiß, daß es ihm überhaupt zuteil wurde, geschweige denn daß es zu guten Geschichten taugt. Die Jugend – man weiß sie erst viel, viel später zu schätzen. Doch dann ist es zu spät. Und zurück bleiben nur die alten Geschichten.

»Wie wurdest du so, wie du jetzt bist, Paps?« wollte Junior wissen.

»Du meinst, uralt?«

Ich befühlte mit der Zunge den fabrikneuen, linken Reißzahn aus Kunststoff, den mir der Zahnarzt erst am vorigen Tage unter Vollnarkose eingesetzt hatte. Der echte war mir während eines Kampfes mit einer fetten Ratte im Garten einfach so abgefallen. Ich hatte gestutzt, das Hauen und Stechen kurz unterbrochen und blöd auf das gute Stück geglottzt, das nun blutbefleckt im Nacken des Widersachers wie eine Nadel im Kissen steckte. Die Ratte hatte ebenfalls blöd geglottzt, konnte es sich jedoch in ihrer Rat-

teneinfalt nicht verkneifen, ein Hohnlachen auf ihr spitznasiges Rattengesicht zu zaubern. Mir war nichts anderes übriggeblieben, als in meiner Trauer über das verlustiggegangene Teil ihre Gurgel einfach mit einer Kralle aufzuschlitzen. Danach lachte sie nicht mehr. Vielleicht war ich also doch nicht so alt, wie ich glaubte.

Es war der dritte Advent, und draußen ums Haus blies ein eisiger Wind, in den sich allmählich die ersten Schneeflocken mischten. Doch wir hier drinnen hatten es nicht nur warm und behaglich, sondern wir hatten viel mehr als das, nämlich uns! »Wir hier drinnen«, das waren mein neunmalschlauer Sohn Junior, der die anstrengende Angelegenheit besaß, alles genau wissen zu wollen, meine geliebte Sancta, ein Mitbringsel aus Rom, die mich auf meine alten Tage auf den rechten Pfad der Monogamie zurückgebracht hatte, mein bester Freund Blaubart, dessen Alter wie bei dieser einen ägyptischen Mumie wohl nur noch ein Computer-Kernspintomograph zu diagnostizieren vermag, und meine Wenigkeit. Wir alle lagen zu später Stunde Flanke an Flanke auf dem Schaffell vor dem Kamin. Der Flammenschein der brennenden Holzscheite, die einzige Lichtquelle im Raum, tauchte unsere Samthaar-Gesichter in ein rötliches Zwielflicht.

Nun ja, natürlich befand sich noch einer im Wohnzimmer, oder besser gesagt, er nahm es ein. In einem von uns gelegentlich als Kratzbaum benutzten, zerfurchten alten Ledersessel hinter unseren Rücken schnarchte Gustav immerhin leise vor sich hin. Sein Elefantenschädel bedeckte fast die gesamte Kopfstütze, seine hundertundfünfzig Kilo ließen die Konstruktion unter ihnen ächzen, wenn er sich

in seinem Dämmerzustand bewegte. Von was er wohl träumte? Doch vermutlich träumte er gar nicht, sondern genoß es einfach, daß er es auf seine alten Tage doch noch zu etwas gebracht hatte. Er war ein inzwischen weltweit anerkannter Archäologe, dessen Schriften über versunkene Reiche ihm von den angesehensten Institutionen förmlich aus den Händen gerissen wurden. Und was hatten diese Hände all die Jahre nicht alles anstellen müssen, um uns beide über die Runden zu bringen: »Kurzromane« für Frauen jenseits der Menopause schreiben (»Gisela – geschändet und um die Rente betrogen!«), Telefonate während einsamer Nachtwachen in Call-Centern entgegennehmen (»... wenn Sie uns statt einem drei Särge der Güteklasse C abnehmen, bekommen Sie einen vorgravierten Grabstein mit der Inschrift ›Hier liegen meine Gebeine/Ich wünschte, es wären deine‹ gratis ...«), oder ganz emsig die Computertastatur bedienen und gegen ein Entgelt von fünf Euro medizinische Ratschläge absondern (»... ich verstehe, Sie haben also Diabetes, Bluthochdruck, Panikattacken und Fußpilz – haben Sie es schon mit Aspirin versucht?«).

Diese entbehrungsreichen Zeiten lagen aber schon weit hinter uns, und Gustav und ich genossen das saturierte Dasein eines Akademikerpaares mit den üblichen Wohnen. Renovierter Altbau mit honigfarbenen Holzdielen, klassische Musik am Abend im Kerzenschein, wobei er sich geistlos an seinem Mozart erfreute, wogegen ich mich mehr an Benjamin Britten orientierte, er wie immer an seiner Flasche Chablis nuckelnd und ich mich wie gewöhnlich an meinem Evian aus dem Wassernapf berauschend. Aber es wurde auch hart gearbeitet in dieser Woh-

nung. Gustav hockte die meiste Zeit, und wie mir vorkam immer verbissener, über den Zeugnissen aus der alten Welt und versuchte daraus Erkenntnisse für unsere neue zu destillieren.

Dies bedeutete natürlich keineswegs, daß ein Mensch mit dem Erscheinen eines Zeppelins und der Alltags-tauglichkeit einer mathematischen Formel vermittels bescheidenen Wohlstands automatisch zu einem souveränen Wesen mutiert wäre. Mitnichten! Immer noch brachte es mein bemitleidenswerter Dosenöffner fertig, auf der Jagd nach einer debilen Mücke die Fliegenklatsche so ungeschickt zu schwingen, daß er sich bei der Aktion mindestens einen Knochen brach. Immer noch ähnelte seine Meinung über die Weibchen seiner Spezies der eines Lords aus der viktorianischen Epoche, was mangels Entsprechungen in der Realität zwangsläufig seine Dauer-Unbe-weibtheit zementierte. Und immer noch kochte er in solchen Mengen, als erwarteten wir stets eine vierzehnköpfige Großfamilie aus der Ukraine zu Besuch. Sein Leibesumfang und die Bodenbalken der Wohnung strebten unabwendbar einer Katastrophe entgegen – und ich als geflis-sentlicher Resteverwerter in ästhetischer Hinsicht nicht minder.

Nichtsdestotrotz war und blieb er mein Gustav: ein ex-zellenter Lakai (ohne sich dessen bewußt zu sein), ein ge-treuer Streichelroboter, für dessen Aktivierung ich nicht mehr als zwei Mimiken der Niedlichkeit vorzutäuschen brauchte, und ein ewiges Studienobjekt der Narreteien des menschlichen Seins. Ich möchte hierbei nicht unter-schlagen, daß er inzwischen auch die Anwesenheit meines

»Anhangs« in der Wohnung akzeptierte. Soweit zu den Komplimenten. Er nervte mich trotzdem ungeheuer. Aber wie der Dichter schon sagt: Erst kommt das Fressen und dann ...

Nicht nur Gustav, auch ich arbeitete oft bis an die Grenzen der Belastbarkeit. Thema Vögel: Wir gelten als hervorragende Jäger dieser Spezies. Zeugt es da nicht von Weisheit, ja schierer Erleuchtung, daß ich auf meine alten Tage zum Ornithologen geworden war? Im Frühling, wenn diese ihren Schiß aus luftiger Höhe ausklinkenden Kreaturen die Bäume zu bevölkern pfl egten, war normalerweise meine große Zeit gewesen. Wie oft war ich früher regungs- und lautlos stundenlang hinter einem Gebüsch gehockt, um ein Spatzenhirn bei einem Fehltritt am Boden zu überraschen und es dazu zu überreden, daß es mir als Snack dienen möge. Bis mir unlängst die Lebensklugheit, mehr jedoch meine ehrfurchtgebietende Körperfülle zu der Einsicht verhalf, daß derartige Überraschungs-Sprints schöpfungphilosophisch und politisch völlig unkorrekt waren. Und so begnügte ich mich damit, die Spatzenhirne nur anzuglotzen und ihnen alles Gute für ihre hirnlose Fortpflanzung zu wünschen. Nun ja, so einiges, was einen altersmilde werden läßt, hat unmittelbar mit Übergewicht und Knochenbeschwerden zu tun.

Was ich sonst noch so tat? Jede Menge! Ich wurde Experte darin, am Geräusch des Öffnens der Futter-Aluminiumschalen durch Gustavs Hand zu erraten, um welche Fleischsorte es sich bei dem Inhalt handelte. Die Zusammensetzung der jeweiligen Soßen sorgte nämlich für einen stets andersgearteten Plop-Effekt. Ach ja, und dann

schaute ich der Sonne zu. Wie sie aufging und wie sie wieder unterging. Zwischen dem fast gantztägigen Dösen, meine ich. Faszinierend, so viele Farben! Das war mir früher gar nicht aufgefallen. Zwischendurch kam Archie uns besuchen, Gustavs bester Freund, der ein Stockwerk über uns wohnte. Der ehemalige Trendsetter war inzwischen ebenfalls gealtert, besaß eine Beinahe-Glatze und sehr hübsche Herrentitten. Armer Kerl. Dem Trendsetten war er auf seine Art treu geblieben: Er lebte von den Verkäufen irgendwelcher obskurer Güter auf Ebay. Unter anderem verscherbelte er einen beeindruckend bunten Jesus Christus als Kerze.

Wie gesagt, wir alle arbeiteten sehr hart. Aber Spaß beiseite, etwas hatte sich selbst in meinem vorgerückten Alter Gott sei Dank nicht geändert, nämlich die Sache, was die einfältig grinsende Ratte betraf. Denn hätten mir meine Instinkte irgendwann nahegelegt, nicht mehr vom Genozid des Nagervolks zu träumen, dann wäre ich nicht nur alt, sondern im sprichwörtlichen Sinne schon mausetot.

Ich erinnere mich an eine Zeit, da war das Leben – neu! Alles und jedes diente gleichsam als elektrischer Impuls für etwas über alle Maßen Aufregendes, sowohl im angenehmen als auch im schmerzlichen Sinne. Doch darum ging es nicht. Es ging um die glühende Verheißung, um das Versprechen dessen, was man noch erleben wollte und bisweilen auch angenehm oder schmerzlich erlebte. Wobei wir beim Thema wären.

»Wie wurdest du so, wie du jetzt bist, Paps?« wollte Junior wissen.

»Du meinst, uralt?«

»Nein. Ich meine, wie du alt wurdest, weiß ich ja schon. Wenn mich nicht alles täuscht, ganz von selbst.«

»Du hast es erraten, Klugscheißer!«

Aus den Augenwinkeln registrierte ich, daß Sancta bereits im tiefen Schlummer lag. Sie hatte sich eng an mich geschmiegt, meine göttliche Korat, und ihr zufriedenes Atmen verriet mir, daß sie wohl wieder von ihrer geliebten Heimat träumte: Italien – Rom – Forum Romanum. Auf den abgebrochenen Säulen dieses Geisterreichs hatte ich sie kennen- und liebgelernt. Und kaum zu glauben, ich hatte es mit Hilfe grotesker Gestikulationen sogar geschafft, daß selbst ein so begriffsstutziger Pottwal wie Gustav meine Bitte um die Heimholung der Braut kapierte. Nun, römisches, gar ein antikes Ambiente konnte ich ihr in unserem Gründerzeit-Viertel nicht bieten. Aber dafür all die Liebe, die in einem alten Lappen wie mir steckte. Und ein überdimensioniertes Labyrinth an Gärten hinter den im Karree angeordneten Altbauten.

Ich weiß, was jetzt kommt: Daß der alte Sack sich wie alle alten Säcke mit gewissem Wohlstand ein junges Modell zugelegt hatte. Was soll ich sagen – es stimmt! Die Korat soll ihren Namen nach der thailändischen Provinz Korat erhalten haben, wo sie von König Rama V. gezüchtet wurde. In ihrem Ursprungsland gilt sie als Glücksbringer. Und Glück hatte Sancta mir weiß Gott gebracht mit ihrem wunderschönen, silberblau schimmernden Fell, dem herzförmigen Kopf und den leuchtend grünen Augen. Okay, ich hätte ihr Uropa sein können. Doch erstens spielt bei unserer Rasse der Altersunterschied zwischen den Geschlechtern keine Rolle (Ausrede aller Uropas mit dem nötigen

Kleingeld), und zweitens war ich ihr gegenüber im buchstäblichen Sinne ein sehr lieber Uropa.

Meine süße Sancta ruhte also am Bauch ihres Sugar-Daddys und gab solch liebenswürdige Seufzer von sich, daß ich ihr am liebsten auch noch im Traum begegnet wäre. Gustav schnarchte leise in seinem voluminösen Sessel und ließ sich den Globusbauch vom Kaminfeuer erwärmen. Und Blaubart, mein buntgescheckter, fast zahnloser alter Freund, nun ja, vielleicht war er schon tot. Jedenfalls sah er mit allen von sich gestreckten vieren, seinen mannigfaltigen Verstümmelungen im Ohr- und Schwanzbereich und der halb geöffneten, von etlichen Narben übersäten Schnauze so aus. Das hieß, er sah so aus wie immer. Junior jedoch war hellwach und hatte nichts anderes im Sinn, als mich mit seinen blöden Fragen zu piesacken. Das Privileg der Jugend ist es unter anderem, daß sie selber nicht merkt, wie ungemein sie ihrer Umgebung auf den Geist geht.

»Mich interessiert, wie du zu diesem sagenhaften Ruf eines Meisterdetektivs gekommen bist. Mich würde der Anfang interessieren, Paps.«

Zwei leicht schräge grüne Diamantenaugen glotzten mich aus einer schwarzweißen Fellexplosion an, als wäre ich das achte Weltwunder. Mein schöner Sohn wirkte irgendwie, als sei er vom Friseur eines Königshofes toupiert worden. Manchmal, wenn ich ihn mir so ansah, schimmerte aus ihm die Erscheinung seiner seligen Mutter hervor. Die verwuselte Eleganz, die schier leuchtende, hellrosa Haut an der Nase, den Ohrensippen und an den Fußballen und ein so scharfer Blick, daß man meinte, von einem Gedanken-

lesegerät gescannt zu werden. Ich erinnerte mich an sie, an den Zauber jenes sonnigen Nachmittages, an die wunderbaren Eruptionen der Liebe, an jene magischen Augenblicke, als Junior gezeugt wurde. O ja, auch ich war in Arkadien gewesen.

»Der Anfang, er liegt lange zurück«, sagte ich und gähnte in die allmählich ermüdende Glut des Kaminfeuers hinein. Eigentlich wollte ich so schnell wie möglich dem Weg meiner Freunde in das Traumland folgen. Statt dessen mußte ich hier Rede und Antwort stehen, als säße ich vor einem Soziologieprofessor, der eine gescheiterte Existenz studiert. »Und übrigens, das mit dem Meisterdetektiv würde ich selbst nie in den Mund nehmen.«

»Weil Eigenlob stinkt?«

»Nein. Weil ich das erste Verbrechen, in das ich zufällig hineingeraten war, nicht vollständig lösen konnte.«

»Ach, davon hat mir ja noch niemand erzählt. Ist auch egal. Wenn nur die Hälfte deiner glorreichen Taten, die sich hier im Revier herumgesprochen haben, wahr ist, dann gehörst du in die Kategorie Meisterdetektiv.«

Ich seufzte, wandte mich von Junior ab und vergrub den Kopf halb zwischen den Fusseln des Schaffells. »Vielleicht. Es ist nur so, daß am Anfang das Versagen stand. Und gleichgültig, wie alt du auch sein wirst, mein Junge, ein Versagen in der Jugend wird dich immer mehr fuchsen als eins im hohen Alter.«

»So ein Quatsch!« sagte Junior im heiteren Tonfall. »Du bist mein Held und bleibst es auch. Selbst wenn du Anno Tobak den Diebstahl einer Flasche Milch nicht hast aufklären können.«

»Es ist nicht um den Diebstahl von einer Flasche Milch gegangen.«

»Worum ging es denn?«

»Um den Weltfrieden.«

»Tja, wenn das so ist, dann frage ich noch einmal: Wie wurdest du so, wie du jetzt bist, Paps?«

»Strapaziös«, sagte ich. Der Glutschein aus dem Kamin hatte unsere Gesichter inzwischen vollends in ein tiefes Purpurrot getaucht, so daß die eigentlichen Fellfarben neutralisiert waren. Hinter den Fensterscheiben wirbelten die Schneeflocken immer dichter, und das leise Seufzen der Schlafenden in dem ansonsten völlig dunklen Raum war wie ein leiser, einlullender Gesang, der mich in jene dunkle und doch vom aufgehenden Licht meines jungen Lebens beschienene Zeit entführte.

»Leicht hatte ich es eigentlich nie«, begann ich meine Erzählung. »Doch wie brutal ich von meiner Mutter und meinen geliebten Geschwistern auseinandergerissen wurde, das habe ich bis heute nicht richtig verkraftet. Wir hingen zwar nicht mehr an ihren Zitzen, aber ...«

## 2

... aber dennoch verehrten wir dieses liebevolle, warme Wesen, das uns alle erschaffen und trotz armseliger Verhältnisse sechs Monate lang unter viel Mühsal durchgebracht hatte. Sie gehörte jener edlen Rasse der ... nun, man sollte die Erinnerung nicht nachträglich zur Erfüllung seiner Ideale mißbrauchen. Unsere Mutti gehörte weder einer edlen noch einer anderen mir bekannten Rasse an. Sie sah irgendwie so aus, als hätte sich der liebe Gott bei ihr für die billige Standardversion entschieden, will sagen, es handelte sich bei ihr um eine graugetigerte Promenadenmischung. Nichtsdestotrotz war sie mit einem Mutterherz ausgestattet, dessen Größe und Kraft alles Edle überstrahlte. Ich hatte noch einen Bruder, einen schwachbrüstigen, kleingerateten Kerl, der zudem keine große Leuchte gewesen war. Einmal ertappte ich ihn dabei, wie er sich mit einem ausgestopften Elchkopf auf einem Sperrmüllhaufen unterhielt.

Ganz im Gegensatz zu meinen drei ziemlich frechen Schwestern, die den lieben langen Tag nichts anderes im Sinn hatten, als sich miteinander zu streiten. Wir alle waren Winterkinder, geboren irgendwann im November in einem Gelände mit vermoderten Häusern und verwilderten Gärten, das ungefähr einen halben Quadratkilometer

groß und völlig sich selbst überlassen war. Nahezu alle Gartenmauern, die die Grundstücke voneinander trennten, waren verfallen. Der Blick ging ungehindert durch Durchbrüche, die an asiatische Tempelrudimente im Dschungel erinnerten. Damals, in den späten Achtzigern des vorigen Jahrhunderts, hatte der Run auf Altbauten erst zögerlich begonnen, und allein sehr helllichtige Immobilienhaie sahen hier eine goldene Zukunft heraufziehen. Sie waren schon eifrig dabei, Opalein und Omalein dazu zu überreden, ihnen die Gründerzeit-Wracks mit Kohleofen und Klo auf dem Gang für einen Appel und Ei zu überlassen. Freilich erkannte ich solche Zusammenhänge erst viel später. Für mich war das Gelände damals auf den ersten Blick ein kleines Paradies.

Begonnen hatte es allerdings mit der Hölle. Wie das bei meiner Art so üblich ist, hatte mein toller Papa nach der kurzen Liaison mit Mama das Weite gesucht und ward nicht mehr gesehen. Das heißt, das stimmte nicht ganz. Einmal standen wir uns doch von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Ich erlernte gerade den lustigen Zeitvertreib des Mückenschnappens, da lief ein ziemlich, wie soll ich sagen, homophil wirkender Typ durchs Gestrüpp. Er war schwarzweiß gefleckt wie eine Holsteinische Kuh, und seine Haare sahen ebenso hochdramatisch toupiert aus wie bei Junior. Sein Gesicht glich dem eines Yves Saint Laurent mit Spitzohren und Schnurrhaaren, und irgend etwas in dem zwischen Langeweile und Weltekel schwankenden Ausdruck verriet mir, daß ich es nicht mit einem x-beliebigen Artgenossen zu tun hatte. Es hätte nur noch die eckige Brille von Yves vor den hell leuchtenden ozeangrünen Augen gefehlt.

Er wurde gerade von einem asthmatisch hechelnden Kläffer verfolgt, einem pferdgroßen Dummbbeutel, dessen Lebenssinn und -freude wohl einzig aus solcherlei sinnlosen Jagden bestand. Doch als er mich erblickte, nahm sich Yves trotz der Bedrängnis Zeit, bremste abrupt und schaute mir mit seinen erlesenen Phosphorglubschern tief in die Augen.

»Hey, ein gewisser Geruch, den du verströmst, Kleiner, sagt mir, daß wir verwandtschaftliche Beziehungen pflegen.«

Mit meinen drei Monaten verstand ich seine geschraubte Ausdrucksweise nicht und sagte, was ich damals in diffizilen Situationen immer zu Erwachsenen sagte: »Ich habe gar nichts gemacht!«

Er lächelte ein abgeklärtes Lächeln und strich sich mit einer Pfote über die schneeweißen Schnurrhaare, die so wirkten, als habe man sie ihm für eine besonders theatrale Aufführung von *Die drei Musketiere* ins Gesicht geklebt.

»Das Wort machen wird inflationär verwendet, Kleiner«, erwiderte er. »Ich habe gar nichts angestellt, hört sich eleganter an. Aber, mea culpa, ich wußte ja, daß ich mich unter mein Niveau begab, als ich mich mit deiner minderbemittelten Mutter einließ. Tja, Amor spielt Roulette, was das Abschießen der Pfeile angeht. Kurz, ich schein wohl dein Vater zu sein. Wenn wir uns nicht mehr begegnen sollten, zwei Ratschläge für deinen weiteren Werdegang: Lese den kompletten Marcel Proust und verzichte beim Verzehren der Mäuseartigen auf den Darmbereich. Glaub mir, die fressen jeden Scheiß, Kleiner!«

Das war's! Danach habe ich den Alten nie wiedergesehen. Was seine Tips anging, hatte er natürlich recht. Aber wäre ich ein paar Jährchen älter gewesen, hätte ich ihm noch einen angenehmen Aufenthalt zwischen den Zähnen des Kläffers gewünscht. Meine Geschwister und ich waren nämlich von einer Streunerin geboren worden, ohne Obdach und regelmäßiges Futter. Zudem setzte uns Schnee und Frost zu. Dennoch kämpfte Mama wie eine Löwin um ihren Nachwuchs. Sie hatte es geschafft, in einem verfallenen Schuppen ein kleines Nest einzurichten. Eingequetscht zwischen Stoffetzen und vertrockneten Grasbüscheln hatten wir es einigermaßen warm. Eine meiner ersten Erinnerungen war, wie Mama uns, als wir gerade unsere ersten Hauer bekamen, Fleisch brachte. Ich meine damit nicht irgendeine behinderte Maus, die für die versierte Jägerin zu langsam gewesen war, sondern richtiges, allerbestes Fleisch. Ein schönes rotes Rumpsteak, zwei Finger dick. Wie sie uns erzählte, hatte sie ein Schlupfloch zur Kältekammer einer Fleischerei entdeckt, die sich am Rande des Altbaugebiets befand. Sie war eine gute Jägerin, meine Mutter, aber sie war eine noch bessere Diebin. Mal schleppte sie eine Lage Schinken an, die sie irgendwelchen Menschen vom Frühstückstisch stibitzt hatte, mal einen Riesenfisch aus einem der umliegenden Gartenteiche. Solche Einblicke ins Schlaraffenland waren freilich selten, dennoch hatten wir dank Mama öfters eine Abwechslung zur öden Rattenkost.

Dann jedoch kam das Verhängnis. Erst das kleine über Mama, dann das große über uns alle. Der Schnee war geschmolzen, und die ersten Blumentriebe bohrten sich

durch die Erde himmelwärts. Eine grüne Pelerine mit bunten Tupfern begann sich über das verlassene Areal zu legen, das noch Tage zuvor wie eine deprimierende Collage aus kahlen Ästen und grauem Matsch ausgesehen hatte. Selbst aus den Mörtelfugen der verfallenen Ziegelsteinmauern und der altehrwürdigen Häuserwände sproß das Grün nur so hervor. Die Sonne erwärmte zum ersten Mal so richtig mein Fell, und zum ersten Mal in meinem jungen Leben kam ich in den Genuß des Dösens unter ihren Strahlen. Meine Geschwister und ich tobten immer furchtloser außerhalb des Schuppens herum und begannen die Jagd zu erlernen.

Eines schönen Frühlingmorgens verließ uns Mama schon in der Frühe. Sie wollte einen erneuten Einbruch in die Kältekammer der Fleischerei wagen, bevor die Beschäftigten dort zur Arbeit erschienen. Sie blieb lange weg, und als es langsam auf den Nachmittag zuging und sie immer noch nicht da war, begannen wir uns trotz unserer jugendlichen Unbeschwertheit Sorgen zu machen. Und dann kam sie. Wir sahen sie in dem aufsprießenden Gras von weitem und merkten sofort, daß irgend etwas mit ihr nicht stimmte. Sie wankte. Aber nicht nur das. Ihr Gesicht schien sich verändert zu haben. Auffällig dunkel war es auf der linken Seite, so tief dunkel und aufgebläht, als habe sich ein dreidimensionaler Schatten darauf gelegt. Je mehr sie sich uns näherte, desto deutlicher erkannten wir das ganze Ausmaß der Katastrophe. Ihr linkes Auge war ausgeschlagen worden und ausgelaufen, die Peripherie stark angeschwollen. Das Blut aus der arg in Mitleidenschaft gezogenen Augenhöhle hatte die eine Gesichtshälfte völlig

bedeckt und war zu einer schwarzen Riesenkruste geronnen. Schmerzhaft winselnd brach Mama vor unseren Pfoten zusammen. Später erzählte sie uns, einer der Fleischerarbeiter hätte sich überraschenderweise doch zur frühen Stunde in der Kältekammer aufgehalten und habe mit einem Haken nach ihr geworfen, als er sie entdeckte. Sie war am Auge getroffen worden und mit knapper Not geflohen. Dann war sie über Stunden orientierungslos und der Ohnmacht nahe durch die Gegend geirrt.

Es brach mir das Herz. Wie ich die liebe Mutter so leiden sah und unter heißen Tränen zur Linderung ihrer Schmerzen die Wunde leckte, wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben bewußt, zu welcher unvorstellbaren Grausamkeit der Mensch fähig war. Soweit dieses plumpe, zweibeinige Wesen davor überhaupt je in mein Sichtfeld geraten war, hatte es sich mir als ein gewöhnliches Glied der Natur, als selbstverständlicher Teil der lebendigen Welt präsentiert. Nun aber schien der Mensch für mich davon ausgeschlossen. Er war zu einem Fremdkörper geworden, verachtenswert und furchteinflößend. Kurzum, ich hatte meine Unschuld verloren.

Es wurde alles nur noch schlimmer. Dabei wurde das Wetter immer besser. Die Jahreszeit hielt sich an ihr Programm, und abgesehen von ein paar kurzen Schauern steigerten sich Wärme und Sonnenschein. Zwischen uns, den Kindern und Mama hatten sich die Rollen mit einem Male verkehrt. Die beschädigte Augenhöhle hatte sich stark entzündet und die Entzündung auf die gesamte Gesichtshälfte übergreifen. Das listige, fürsorgliche, starke Weib von einst verkümmerte von Tag zu Tag zu einem sich im-

mer schlechter bewegenden und von Höllenschmerzen geplagten Häufchen Elend. Abgesehen davon, hätte sie ohnehin selbst bei bester Gesundheit als Einäugige für die Jagd und die Diebestouren nicht mehr getaugt. Wir Jungen versuchten uns von heute auf morgen als Selbstversorger. Doch da Mamas Jagdunterricht abrupt unterbrochen worden war, schleppten wir lediglich ein vom Baum gefallenes, krankes Vögelchen oder vergammelte Insekten nach Hause. Sie, die Löwin, die noch vor kurzem so hart für ihre Jungen gekämpft hatte, versorgten wir natürlich als erste. Aber sie hatte wegen ihres schrecklichen Zustandes kaum Appetit, zudem auch immer weniger Lebenslust.

In dieser eh schon desolaten Situation zwischen chronischem Hungergefühl und Perspektivlosigkeit machten Gerüchte die Runde, welche die Frühlingssonne für uns noch mehr verdüsterten. Die Population der »Herrenlosen« sei dieses Jahr besonders üppig ausgefallen, hieß es von vorbeistreunenden Zeitgenossen, die nur selten einen mitleidigen Blick auf unsere arme Mama und unsere sich durch das Fell schon abzeichnenden Rippen warfen. Und wie zur Bestätigung dieser These gab es ganz schön viele Überbringer dieser Hiobsbotschaft. Diese erzählten auch, daß die in der Gegend lebenden Menschen gedachten, diese »nutzlosen Tiere« in Eigeninitiative zu »dezimieren«. Natürlich verstanden meine Geschwister und ich nur Bahnhof. Dennoch spürten wir instinktiv, daß die bedrohliche Lage, in der wir uns befanden, um einige Zacken bedrohlicher wurde. Wir sollten recht behalten.

Es war an einem sonnigen Morgen, als ich meine Mutter sterben sah. Ich hatte nur ein paar Sekunden zuvor meine



Akif Pirinçci

**Schandtät**

Ein Felidae-Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-35255-1

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2009

Ein Muss – nicht nur für Felidae-Fans!

Satt und faul liegt Kater Francis vor dem Kamin und trauert seinem Reißzahn nach, den er beim Kampf mit einer fetten Ratte verlor. Doch viel Zeit zum Träumen bleibt ihm nicht, denn Francis junior, der kleine Klugscheißer, will endlich wissen, wie sein Vater zum Meisterdetektiv wurde. Den ungelösten Mord an seiner Familie konnte Francis nie aufklären, nun aber liefert Juniors Spürnase den entscheidenden Hinweis ...

Für alle Leserinnen und Leser von Leonie Swanns „Glennkill“.

 [Der Titel im Katalog](#)